

Tagung zur Glaubensweitergabe in Judentum, Christentum und Islam

Wie sag ich es meinem Kinde?



Sie erzählen von ihren Erfahrungen der Glaubensweitergabe in ihrer Religion (von links): Professor Tarek Badawia (Islam), Dr. Walter Leitmeier (Christentum) und Diana Liberova (Judentum).

Foto: cga

Sie stehen gemeinsam vor dem gleichen Problem oder besser vor der gleichen Herausforderung, nämlich ihren Glauben an die nächste Generation weiterzugeben. Wie das geschieht und was den einzelnen abrahamitischen Religionen, also Judentum, Islam und Christentum wichtig ist, war das Thema einer Fachtagung der Gemeinschaft und Gesamtverband evangelischer Erzieherinnen und Erzieher in Bayern (GVEE), des Deutschen Katecheten-Vereins (dkv) und des Schullehrerats der katholischen Stadtkirche Nürnberg.

Die Glaubensweitergabe stehe im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne, griff der dkv-Diözesanvorsitzende Dr. Hans Schmid das Tagungsthema auf. Einerseits gebe man seinen Glauben weiter, weil man von den wie er gelebt werde, überzeugt sei. Andererseits sei aber auch die Glaubensweitergabe schon ein Schritt in die Zukunft. Denn der Glaube sei nicht einfach „konservierbar“.

Das Organisationsteam hat jeweils einen Vertreter eingeladen und sie gebeten, über ihre Wege der Glaubensweitergabe zu erzählen. Doch zuvor wurde den rund 35 Teilnehmern aus ganz Bayern die Frage gestellt, ob es Unterschiede zwischen der katholischen und der evangelischen Glaubensunterweisung gebe. Ei-

ne Grundschullehrerin berichtete, sie und ihre evangelische Kollegin hätten zufällig zum gleichen Zeitpunkt den Psalm 23 behandelt. Von einer evangelischen Mutter sei sie angesprochen worden, warum die Sprache im katholischen Religionsunterricht verständlicher sei. Es stellte sich heraus, dass die katholische Religionslehrerin die Einheitsübersetzung, die evangelische aber die Lutherübersetzung verwendet hatte.

Eine evangelische Religionslehrerin aus Fürth erzählte davon, dass ihre katholischen Kollegen eine viel engere Gemeindeanbindung hätten. Dies werde vor allem bei der Erstkommunionvorbereitung deutlich. Hingegen berichtete Georg Böllner-John von seiner früheren Arbeit in der Gemeindekatechese des Erzbistums Bamberg. Er habe hier in einem Austausch mit seinem evangelischen Kollegen gestanden. Dabei sei ihm aufgefallen, dass die Vorbereitung für die Konfirmation wesentlich intensiver und auch länger sei, als beispielsweise die Firmvorbereitung. Und zumindest bei seinem evangelischen Kollegen habe er festgestellt, dass viel Wert auf das Thema „Christus-Freundschaft“ gelegt werde.

Islam

Die Schrift, also der Koran, sei für die Muslime von beson-

derer Bedeutung, sagte Tarek Badawia, Professor für Islamisch-Religiöse Studien mit Schwerpunkt Religionspädagogik Religionslehrer von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. „Der Glaube ist für uns ein Ge-

schenk“, stellt er fest. Man achte schon darauf, dass wichtige Regeln des Islam, wie beispielsweise das fünfmalige tägliche Gebet oder das Fasten im Monat Ramadan die jungen Menschen kennenlernen. Sie sollten zudem die ersten Verse des Koran rezipieren können. Der Koran heiße ja schließlich das vorgetragene Wort.

Ein Problem für viele junge Muslime sei, dass sie die vielen kleinen Regeln oft nicht mehr verstünden, beispielsweise, warum es für Muslime ein striktes Alkoholverbot gebe. Ein strukturelles Problem des Islam sei, dass dieser keine einheitliche Religionsgemeinschaft sei. Und deswegen gebe es immer wieder auch Diskussionen um den islamischen Religionsunterricht.

Christentum

Der Glaube, so stelle Dr. Walter Leitmeier, Leiter der Facheinheit Didaktik des katholischen Religionsunterrichts an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg fest, spielt laut der jüngsten Shell-Jugendstudie noch etwa bei einem Drittel der Jugendlichen eine Rolle. Er selbst sei Vater von einer 19-jährigen Tochter und einem 16-jährigen Sohn. Natürlich geschehe Glaubensweitergabe im Religionsunterricht und auch bei der Sakramentenkatechese (Erst-

kommunion, Firmung). Aus seiner eigenen Erfahrung wisse er, dass Glaubensweitergabe durch das eigene Beispiel funktioniere. Ansprechend sei für junge Menschen aber auch, wenn sie Gemeinschaft erleben dürften, also beispielsweise bei der Sternsinger-Aktion oder den Ministranten. „Wenn ein Jugendlicher Interesse hat, aber keine Gleichaltrigen, dann ist es schwierig.“

Judentum

Sie sei keine Theologin, berichtet Diana Liberova von der Israelitischen Kultusgemeinde in Nürnberg. Und sie sei „Ersatz“ für Dr. Antje Yael Deusel, die wegen eines familiären Trauerfalls kurzfristig absagen musste. Sie kenne die Tora eher oberflächlich. Im Judentum seien die Frauen von religiösen Pflichten weitgehend ausgenommen. Eine Bat Mizwa einer jungen Frau sei viel entspannter als die Bar Mizwa eines jungen Mannes. Und doch werde die jüdische Abstammung über die Mutter definiert. „Wenn ich später also einmal jüdische Enkel möchte, dann muss ich sehen, dass mein Sohn eine Jüdin heiratet“.

Glaubensweitergabe im Judentum geschehe unter anderem über die Feste und das damit verbundene Essen. Denn für die meisten Feste gebe es spezielle Speisen. „Als Juden in der Diaspora, müssen wir uns über das Essen definieren.“ Gleichzeitig sei es aber nicht immer einfach jüdische Regeln, wie beispielsweise das koschere Essen zu beachten. Auf Unverständnis stoße man zum Teil auch, wenn man erläutere, dass ein Putenge-schnitzeltes mit Sahne in der Kita eben nicht gehe, weil eben Sahne ein milchiges Produkt sei.

Eine Herausforderung für die Juden sei die Digitalisierung, gerade für die junge Generation. Denn am Sabbat, dem Ruhetag der Juden, sei es beispielsweise nicht erlaubt, elektrische Geräte anzuschalten oder zu bedienen. Dies gelte auch für das Handy. „An diesem Tag passiert im Judentum ganz viel reale Kommunikation.“

Christoph Gahlau